

Deutschen Journalisten-Union ablesen lassen, seit den fünfziger Jahren vom »Kommunikator«, vom »gesellschaftlichen Meinungsführer« (dem »Publizisten« der Zeitungswissenschaft) zum »Moderator (dem »Journalisten« der Zeitungswissenschaft) hin gewandelt haben (W. R. Langenbacher / G. Neufeldt). – Unmöglich ist ein solcher Journalismus, solange das Selbstverständnis des Journalisten, der sich berufen fühlt, sich eine eigene Meinung zu bilden und sie zu sagen, immer noch lebendig ist (J.-P. Picaper); unmöglich, solange journalistisches Ethos immer noch mit »der Wahrheitsuche und der Wahrheitsfindung sowie der Förderung des menschlichen Fortschritts« zu tun hat (P.-M. Plechl); unmöglich, solange auch der Journalist seiner Subjektivität, seinen Vor-Urteilen und Wertvorstellungen nicht entkommt (H. Avenarius). Nicht wünschenswert wäre ein solcher Journalismus, da er seine »Aufgabe, hinter den wohlgesetzten Worten nach der Wahrheit und Wirklichkeit zu suchen«, an den Rezipienten abträte, dessen »Anspruch auf kritische journalistische Ordnung und Einordnung der Kontroverse« negierte; als Gefahr für den Journalismus zum Schaden der Gesellschaft wertet G. Trampe diesen Trend vom »Nachrichtenredakteur« zum »Nachrichtenhändler«, wie er ihn im deutschen Fernsehen beobachtet.

»Wie frei sind Journalisten? – Beispiele und Bewertungen aus der Redaktionsarbeit« hat R. Henkel seinen Beitrag überschrieben. Die Quintessenz seiner Erfahrung: »Zeitungen, denen... nichts anderes einfällt, als sich den Regierenden kritiklos anzupassen, haben ihre Chance vertan. Journalisten, die ihre Kritikfähigkeit an der Garderobe von Partei- und Lobbyistenversammlungen abgeben, sollten lieber gleich Partei- oder Verbandssprecher (ehrenwerte Berufe!) werden. Um gegenüber den Neuen Medien zu überleben, brauchen Zeitungen heute mehr denn je couragierte Journalisten, die sich nicht in Duz-Kumpagneien mit Politikern und anderen Würdenträgern einlassen. Und sie brauchen Herausgeber, Verleger und Chefredakteure, die dem »Terror der Intimität« widerstehen.« – Ist dieses journalistische Selbstverständnis kompatibel mit der Rolle des Journalismus, die die Zeitungswissenschaft dem Journalismus im »aktuellen gesellschaftlichen Zeitgespräch« zuweisen möchte? –

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Heinz Starkulla R. Henkel nicht aus tiefster Überzeugung zustimmt.

OTTO A. BAUMHAUER, Neuburg/Donau

Wilfried Ahrens: *Herrn Nannens Gewerbe*. Der Fall Stern. Eine Chronik. – Sauerlach und Arget 1984: Ahrens (im Selbstverlag), 239 Seiten.

Das »stern«-Signet zerbröckelt auf dem Umschlagbild von Wilfried Ahrens' Buch. Das ist Absicht, denn seine Arbeit, das läßt bereits der Untertitel erkennen, ist programmatisch. Ahrens will »die tiefer liegenden Ursachen für die Katastrophe mit den »Hitler-Tagebüchern« freilegen«. Notwendig sei es deshalb, »die publizistischen Taten dieses Mannes (gemeint ist Nannen, G. W.) in den vergangenen Jahrzehnten und auch andere Aspekte seiner Vergangenheit zu durchleuchten«. Wie bewältigt Ahrens seine selbstgestellte Aufgabe? Er referiert Ergebnisse aus der umstrittenen Untersuchung von Otto Walter Haseloff (1977), in der dieser nach einer inhaltsanalytischen Untersuchung, deren Kriterien dem Leser verborgen bleiben, zu dem Ergebnis kommt, daß zwei Drittel der politischen Berichterstattung des »stern« dazu angetan seien, Anhänger westlich-demokratischer Lebensformen zu verunsichern. Diese Untersuchung reichert Ahrens durch eigene Nachforschungen an: Er wirft (zu Recht) dem »stern« oftmals schlampige Recherche vor, polemisiert (ebenfalls zu Recht) gegen die Patriarchen-Haltung Nannens, erkennt sicher den Opportunismus, der sich in 40 Jahren »stern«-Berichterstattung widerspiegelt, und wehrt sich (wieder zu Recht) gegen das vom »stern« verbreitete Bild, das Magazin sei der einzige und wahre Hüter der Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland.

Dennoch ist Ahrens' Abrechnung mit Henri Nannen und dem »stern« keine seriöse Auseinandersetzung. Zu sehr ist die Arbeit des ehemaligen Ressortchefs (Politik) der »Quick« von politischen Absichten geprägt. Der »stern« verarbeite »Anti-amerikanische Horrorstories vom KGB« (eine Kapitelüberschrift). Da wundere es nicht, wenn es »Lob für den Stern vom DDR-Geheimdienstchef« (eine andere Überschrift)

gäbe. Weitere angebliche Belege für eine linksradikale Tendenz der Berichterstattung: Nannens ehemaliger Stellvertreter Manfred Bissinger habe »zehn Jahre lang ... als Konkret im Stern« (gemeint ist die Zeitschrift »Konkret«, deren Chefredakteur Bissinger später wurde) gewirkt. Und: Mehr als alles Bemühen um den wöchentlichen Knüller habe »den Stern indes immer wieder etwas anderes verleitet, Diffamierendes und Falsches zu verbreiten: Der oft geradezu zwanghaft erscheinende Drang, alle ins Zwielficht zu stellen, die der ›fortschrittlich-liberalen‹ Stern-Mannschaft nicht ins linke Weltbild paßten.« Und Henri Nannen? Ahrens zitiert den Psychologen Maximilian Schubart, der 1978 in einem Interview mit »Psychologie heute« bemerkt hatte, viele Spitzenleute der Wirtschaft hätten psychische Defizite. »Namen nannte er (Schubart, G. W.) in dem Interview nur einen: Henri Nannen.«

Ahrens' politische Absicht läßt seine Illustriertengeschichte scheitern. Für ihn sind die Enthüllungen und engagierten Artikel des »stern« ein Bärenienst für die Demokratie. Über andere Artikel, die lediglich eine »Escape«-Funktion haben, spricht er in seiner Betrachtung nicht.

Ohne den »stern« und seine oft recht zweifelhaften Methoden verteidigen zu wollen: Wer solide Informationen über die auflagenstärkste deutsche Illustrierte will, der sollte Ahrens' Buch beiseite legen und besser – ungeachtet auch hier vorhandener Schwächen – zu Erich Kubys Buch »Der Fall ›stern‹ und die Folgen« greifen.

GÜNTHER WESSEL, Düsseldorf

Reinhold Krämer: *Massenmedien und Wirklichkeit*. Zur Soziologie publizistischer Produkte. – Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeyer 1986 (= Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 44), (III), 297 Seiten.

Das Verhältnis der Massenmedien zur Wirklichkeit gehört zum Standardrepertoire kommunikationswissenschaftlicher Lehre, die forschersichen Aktivitäten auf diesem Gebiet nehmen sich allerdings eher bescheiden aus. Reinhold Krämer hat in seiner Dissertation vor dem Hintergrund die-

ser Diagnose einen wichtigen paradigmatischen Impuls gegeben: Er betrachtet den massenmedial vermittelten Kommunikationsprozeß ausschließlich aus dem Spannungsverhältnis von Wirklichkeit und ihrer Weitergabe. Das ersetzt für die Kommunikationswissenschaft natürlich nicht die traditionellen Systematisierungen – die einfachste und darum wohl auch gebräuchlichste ist immer noch die Lasswell-Formel, trotz aller berechtigten Kritik an ihr und den verschiedenen differenzierenden und erweiternden Verbesserungen – aber es ermöglicht durchaus wertvolle Neuzugänge (auch) zu alten Fragestellungen, jedoch nicht – wie dies bei Krämer gelegentlich durchklingt – zu allen. Das Verhältnis zwischen kommunizierter und tatsächlicher Wirklichkeit vermag vieles, gewiß aber nicht die gesamte Medien- und Kommunikationswissenschaft zu erklären. Krämer verfällt hier in das Ritual größerer wissenschaftlicher Arbeiten, indem er die Legitimation seines Ansatzes durch Verabsolutierung zu erreichen sucht. Ich halte solche methodische und theoretische Indolenz für gefährlich. Davon abgesehen hat er weder die Legitimation – die Bedeutung seiner Fragestellung ist ja evident – und schon gar nicht die Verabsolutierung nötig. Letztere ist seinem Ansatz geradezu kontraproduktiv.

Es ist Manko und zugleich Verdienst der Arbeit, zu viele (und wohl auch zu verschiedenartige) Ziele auf einem mit rund 160 Seiten Text (und einer Fülle höchst lesenswerter Exkurse im ausführlichen Anmerkungssteil) zu begrenzten Raum anzusteuern, andererseits aber Vieles – oft eben nur angerissen – tatsächlich zu leisten. Die vorliegende Dissertation ist das klassische Beispiel für ein Buch, das man über weite Strecken gerne liest, bei dem man sich über das Kursorische, das Assoziative und die manchmal allzu umständliche sprachliche Aufbereitung gehörig ärgert, bei dem man mit dem Autor gelegentlich Ziel und Orientierung verliert, bei dem man aber im Gegensatz zu vielen glatten und runden Publikationen eine Fülle von Ideen und Inspirationen gewinnen kann. Solche Bücher sind schwer zu rezensieren. Die bisher erschienenen Besprechungen des Bandes machen das deutlich, sie tun Krämer Unrecht. Zur Polemik reicht natürlich die Konzentration auf einen der angreifbaren Aspekte, die inhaltliche Auseinandersetzung hat